

Wissenschaftsentwicklung in den USA

|| Aus dem Archiv des Institute for Advanced Study in Princeton

Niedergangsgeschichten sind oft lehrreich, aber sie wirken auch leicht lähmend. Dagegen können Aufstiegsgeschichten, wenn sie ohne Neidgefühle beobachtet werden, ein mächtiger Ansporn sein, aus verfahrenen Situationen herauszukommen. Über den Verfall der deutschen Universitäten ist in der letzten Zeit oft gesprochen worden. Selbst jemand, der wie der Verfasser dieses Beitrags seit fast 20 Jahren regelmäßig auf die Probleme des deutschen Wissenschaftssystems hingewiesen hat, war verblüfft, als er im letztjährigen Ranking des „Times Higher Education Supplement“ unter den 25 besten *europäischen* Universitäten nur zwei deutsche fand – genauso viele wie belgische. (Desolater war noch die Situation der südeuropäischen Länder einschließlich Italiens, der Ursprungslandes der abendländischen Universität.)

Spitzenstellung amerikanischer Universitäten

Daß die 50 weltbesten Universitäten zum größten Teil angelsächsische (US-amerikanische, britische, australische), aber zunehmend auch asiatische Universitäten sind, war hingegen keine Überraschung. Und doch ist die Spitzenstellung, die die amerikanischen Universitäten seit einigen Jahrzehnten unangefochten in der Welt einnehmen, aus zwei Gründen jener Verwunderung wert, die nach Platon und Aristoteles der Anfang alles Philosophierens ist. Der eine Grund für das Staunen ist der auch heute noch verbreitete Antiintellektualismus des Durchschnittsamerikaners. Etwas dem deutschen Bildungsbürgertum Vergleichbares hat es in den USA kaum gegeben, und gibt es auch heute noch kaum. Das hat einerseits mit dem Fehlen einer dem ganzen Staat gemeinsamen kulturellen Identität zu tun, andererseits mit dem Beharren antiintellektueller Formen von Religion. Eine Folge dieser Einstellung ist etwa, daß beim Tod des wohl größten amerikanischen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts, Herman Melvilles (1819–1891), in den USA ein einziger Nachruf erschien. Und doch behindert das heute nicht die Qualität der Universitäten – sicher auch deswegen nicht, weil die bekanntesten von ihnen privater Natur sind und also keines gesamtgesellschaftlichen Konsenses bedürfen.

Der zweite Grund zu staunen ist die enorme Schnelligkeit des Aufstiegs der USA zur wissenschaftlichen Hegemonialmacht. Denn auch wenn Harvard im 17., Prin-

ceton im 18. Jahrhundert gegründet wurden, waren diese Universitäten bis zum späten 19. Jahrhundert keine Stätten der Forschung. Das Land, dessen Wissenschaftler in den letzten Jahrzehnten zwei Drittel aller Nobelpreise erhalten haben, hat im 19. Jahrhundert zwar viele hervorragende Erfinder, aber nur wenige theoretische Naturwissenschaftler von Weltgeltung gehabt – besonders kommen einem in den Sinn Joseph Henry (1797–1878) und Josiah Willard Gibbs (1839–1903), der unter anderem in Europa studiert hatte und dessen Leistungen in seinem Heimatland kaum gewürdigt wurden. Die erste Forschungsuniversität wurde in den USA erst 1876 geschaffen: die Johns Hopkins University in Baltimore. Deren erster Präsident Daniel Coit Gilman (1831–1908) verdankt den enormen Erfolg seiner Institution unter anderem zwei Faktoren: einerseits dem gründlichen Studium europäischer Vorbilder (er selbst hatte 1854/55 in Berlin studiert und bereiste Europa nach seiner Wahl zum Präsidenten, um möglichst viel von dessen Wissenschaftsinstitutionen zu lernen), andererseits der Anstellung einiger ausgezeichneten europäischer Wissenschaftler wie des britischen Mathematikers James Joseph Sylvester (1814–1897). Von den ersten sechs Full Professors an Johns Hopkins waren drei Briten; zwei der amerikanischen hatten in Berlin promoviert.

Es sind diese zwei Faktoren, die neben einer beeindruckenden Fähigkeit zur Kritik an den Institutionen des eigenen Landes und dem intelligenten Einsatz privater finanzieller Mittel auch den Aufstieg des Institute for Advanced Study zu einem der großartigsten Forschungsinstitute der Welt erklären. Zumal die School of Mathematics genießt ein einzigartiges Prestige, was sich an der Zahl der Fields Medals als einer der wichtigsten internationalen Auszeichnungen im Bereich der Mathematik ablesen läßt. Von den neun derzeitigen Professoren sind vier Fields Medalists (ein fünfter Fields Medalist ist der einzige Emeritus der School of Mathematics, ein sechster forscht in der School of Natural Sciences), und mehr als zwei Drittel aller Fields Medalists haben zumindest ein Jahr als Member an dem Institute verbracht. Antworten auf die Frage, was zum Erfolg einer solchen Institution beigetragen hat, scheinen mir von Bedeutung für Länder, die sich mit der Stagnation und dem Verfall ihrer Wissenschaftsinstitutionen nicht abfinden wollen.

In einem Jahr als Member an der School of Historical Studies des Institutes hatte ich Gelegenheit, einiges über die Geschichte des Institutes zu lernen; dabei konnte ich zwar nicht selbst in dessen Archiv arbeiten, aber durch die Freundlichkeit der Bibliothekarinnen Erica Moser, Kirstie Venanzi und besonders Marcia Tucker Zugang zu Akten erhalten, die für meine Fragestellung relevant sind und aus denen ich im folgenden zitieren werde. Dieser Beitrag beabsichtigt nicht im mindesten, eine Geschichte auch nur der wichtigsten Ereignisse des Institutes zu bieten. Dazu sei auf Ed Regis' für ein größeres Publikum geschriebenes Buch „Who Got Einstein's Office? Eccentricity and Genius at the Institute for Advanced Study“ verwiesen (Reading, Mass. 1987), dem ich in meinem ersten Abschnitt manche Informationen entnehme. (Beatrice Sterns zweibändige „History of the Institute for Advanced

Study 1930–1950“ von 1964 dagegen wurde nie als Buch veröffentlicht und ist nur sehr schwer zugänglich.) Worum es mir geht, ist vielmehr, für ein deutsches Publikum einige der Erfolgsgeheimnisse des Institutes darzulegen, teilweise unter Rückgriff auf unpubliziertes Archivmaterial.

Die Entstehungsgeschichte des Institutes

In seiner bemerkenswerten Autobiographie „I remember“ (New York 1940, 356 f.) schreibt Abraham Flexner, der Gründer und erste Direktor des Institutes: als er im Herbst 1929 erstmals von Mittelsmännern der späteren Mäzene des Institutes gefragt worden sei, wie ein beträchtliches Vermögen sinnvoll angelegt werden könne, habe er sie auf die Rolle verwiesen, die Deutschland fast 100 Jahre lang gespielt habe. Schon 1921 habe er in einem Memorandum für das General Education Board betont, die deutschen Universitäten, Akademien und Institute seien aufgrund der Niederlage im Krieg sehr geschwächt, ja ihr weiterer Niedergang sei wahrscheinlich. Gelänge es, Kontakte zwischen jungen Amerikanern und den Meistern aus den goldenen Tagen der deutschen Universitäten zu institutionalisieren, werde der Aufstieg der amerikanischen Universitäten bedeutend gefördert werden. Flexner konnte damals noch nicht wissen, daß ein Mann namens Hitler ihm entscheidend dazu helfen würde, seinen Plan viel schneller zu verwirklichen, als er erwartet hatte; und gerade deswegen ist die Intelligenz und Kühnheit seines Planes so faszinierend.

Wer war Abraham Flexner? Seine Karriere ist nicht untypisch für die USA, während sie in einem Land wie Deutschland damals völlig unmöglich gewesen wäre und es auch heute noch wäre. 1866 in Louisville, Kentucky, als Sohn jüdischer Einwanderer geboren, besuchte Flexner von 1884 bis 1886, also nur zwei Jahre lang, Johns Hopkins und kehrte dann nach Kentucky zurück, wo er zunächst an einer öffentlichen High School unterrichtete und dann 1890 eine eigene Privatschule gründete. 1905, also im Alter von fast 40 Jahren – in dem heute keine deutsche öffentliche Universität einen Assistenten mehr anstellen darf –, beschloß Flexner, seine Studien wieder aufzunehmen und ging zur Graduate School nach Harvard. Flexner studierte unter anderem bei dem bedeutenden amerikanischen Neohegelianer Josiah Royce (1855–1916), von dem ihn ein Satz sehr beeindruckte: „Ich habe keine Schwierigkeiten mit Hegels Absolutem; das ist einfach. Nur den Diskussionen in Fakultätssitzungen kann ich nicht folgen.“ In seiner Autobiographie schreibt Flexner, vielleicht sei diese Bemerkung, die er nie vergessen habe, der Grund, warum es am Institute for Advanced Study keine eigentlichen Fakultätssitzungen gebe (vgl. 102).

1906 reiste Flexner nach Europa: Er besuchte auch Großbritannien und Italien (wo er den Philosophen Franz Brentano traf, der die italienische Regierung in schulpädagogischen Fragen beriet), verbrachte aber die meiste Zeit in Deutschland, das Flexner 1938 rückblickend als „das Mekka“ der meisten amerikanischen Wis-

senschaftler in dem halben Jahrhundert vor 1914 bezeichnete. In Berlin hörte er den Psychologen Carl Stumpf (1848–1936) und den Soziologen Georg Simmel (1858–1918). Trotz seiner aufrichtigen Bewunderung für die damals herausragenden Leistungen der deutschen Wissenschaft (deren Professoren weltweit am besten bezahlt wurden) erkannte Flexner schnell die Schwächen des Landes – etwa die Großmannssucht der politischen Klasse. Innerhalb des Universitätssystems schien ihm die übertriebene Macht der Ordinarien ungesund: „Die Extraordinarii und die Privatdozenten führten oft ein unglückliches Leben“ (109). Ebenso mißbilligte er die zu große Bedeutung von Vorlesungen auf Kosten von Seminaren. Doch war er zugleich zu der Überzeugung gelangt, daß das amerikanische Collegesystem einer radikalen Reform bedürfe. In Heidelberg schrieb er sein erstes Buch „The American College“, das 1908 erschien.

Daß sich ein Außenseiter mit einem solchen Buch bei der Zunft der amerikanischen College-Professoren nicht beliebt machen würde, versteht sich von selbst. Was sich für Europäer nicht von selbst versteht, ist freilich, daß er gerade damit die Grundlagen für eine große Karriere als Wissenschaftsorganisator legte. Eine private Stiftung, die Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching, wurde auf den Querdenker aufmerksam und stellte ihn mit dem Auftrag an, einen Bericht über die Lage der medizinischen Colleges in Amerika zu schreiben. Flexner schreibt, als der Präsident der Stiftung, Henry Pritchett (1857–1939), ihm den Auftrag erteilt habe, habe er zuerst geglaubt, Pritchett verwechsle ihn mit seinem Bruder Simon Flexner (1863–1946), der ein bedeutender Pathologe war und am Rockefeller Institute for Medical Research arbeitete. Doch Pritchett unterlag keiner Verwechslung: Eine solche Aufgabe, erklärte er Abraham, könne nur von einem Laien, nicht einem Arzt gelöst werden; es gehe ihm um den Standpunkt des Pädagogen.

Flexner machte sich an seiner Alma mater Johns Hopkins mit einer ordentlichen medizinischen Schule vertraut und bereiste dann die USA und Kanada, wo er persönlich alle 155 medizinischen Colleges besichtigte. In seinem provokant verfaßten Bericht, der 1910 als Nr. 4 des Bulletins der Carnegie Foundation erschien, kam er zu dem Ergebnis, daß nur sehr wenige dieser Colleges akzeptable Standards hätten und viele nichts als rein profitorientierte Quacksalberschulen seien. Der Haß, der ihm darauf entgegenschlug, entlud sich nicht nur in einer Welle von Drohungen mit Verleumdungsprozessen (in einem Fall wurde die Stiftung auf 150000 Dollar verklagt). Anonyme Briefe erklärten Flexner, er würde erschossen werden, wenn er sich je wieder in Chicago blicken lasse, dessen medizinische Schulen er besonders hart kritisiert hatte. Doch das war für ihn nur ein Grund, nach Chicago zu fahren, um vor dem Council on Medical Institution zu sprechen.

Seiner intelligenten und mutigen Analyse, zu der ein Mitglied der Zunft aus naheliegenden Gründen gar nicht in der Lage gewesen wäre, ist es entscheidend mitzuverdanken, daß die USA im Lauf des 20. Jahrhunderts in der medizinischen Forschung das führende Land der Welt geworden sind. Es war bezeichnenderweise

Johns Hopkins, wo zuerst Flexners Ideen umgesetzt wurden. In Harvard dauerte es länger.

Folgende Anekdote, die Flexner in seiner Autobiographie erzählt (vgl. 310f.), ist hilfreich, um den damaligen Stand der Wissenschaft in der Welt zu exemplifizieren. Bei einem Treffen mit Harvards Präsidenten Abbott Lawrence Lowell (1856–1943) erklärte ihm Flexner, er wisse schon, wer der Nachfolger des kürzlich verstorbenen Pädiatrieprofessors sein werde. Das könne nicht sein, entgegnete Lowell; denn das sei noch gar nicht erörtert worden. Das möge zwar so sein, erwiderte Flexner; aber die eigentliche Entscheidung falle bei einem Treffen von Ärzten im Tavern Club in Boston, und zwar aufgrund des Senioritätsprinzips, und daher könne er mit Sicherheit vorhersagen, wer der nächste Pädiatrieprofessor sein würde. Flexner behielt recht. Einige Zeit später war er in Berlin, wo er mit dem berühmten deutschen Kinderarzt Heinrich Finkelstein (1865–1942) sprach. Dieser hatte gerade den Besuch des neuernannten Harvard-Kollegen erhalten und hatte zu ihm nur zu sagen: „Aber der Mensch versteht doch nichts.“

Die Carnegie Foundation sandte Flexner 1910 nach Europa, wo er die medizinische Erziehung in Deutschland, Frankreich und Großbritannien umfassend verglich. Flexner arbeitete dann lange für das von Rockefeller finanzierte General Education Board, zu dessen Aufgaben unter anderem die Hebung der Ausbildung der Afro-amerikaner und die Beratung der Schulbehörden der Staaten gehörte. 1928 hielt er in Oxford drei „Rhodes lectures“ über „Universities“. Während er diese zu einem Buch umarbeitete (Universities: American, English, German, New York 1930), in dem er weiterhin dem deutschen Universitätssystem trotz dessen zunehmender finanzieller Probleme große Bewunderung zollte, ergab sich die wohl wichtigste Begegnung seines Lebens. Im Auftrag der jüdischen Geschäftsleute und Philanthropen Louis Bamberger (1855–1944) und seiner Schwester Caroline Fuld (1864–1944) aus New Jersey wurde er, wie schon erwähnt, im Herbst 1929 gefragt, wie diese Mäzene am besten eine beträchtliche Summe, nämlich 30 Millionen Dollar, für eine medizinische Hochschule in Newark anlegen könnten, an der besonders Juden studieren sollten.

Flexner wäre nicht Flexner gewesen, wenn er die Geldgeber nicht davon überzeugt hätte, daß dies keine gute Idee war. Erstens gebe es in New York genügend medizinische Hochschulen, und zweitens würden an ihnen Juden keineswegs benachteiligt. Aber das bedeute nicht, daß er keine Ideen zu der Anlage ihres Vermögens habe. Er schlage ihnen die Gründung einer reinen Forschungseinrichtung vor – des Institute for Advanced Study, das als juristische Person am 20. Mai 1930 zu existieren begann, und zwar nicht in Newark, sondern in Princeton, weil die Nähe einer bedeutenden Universität, mit der das Institute seit seinen Anfängen vertrauensvoll zusammengearbeitet hat, und besonders einer großen Universitätsbibliothek unabdingbar war. Die eigentliche Arbeit des Institute begann 1933. Stolz berichtet Flexner schon am 2. Oktober 1935 in einem Brief an Bamberger und Fuld von einem Gespräch mit Wolfgang Pauli (1900–1958), der ihm gesagt habe:

„Das stellt das Ideal dessen dar, was eine Wissenschaftseinrichtung sein sollte: eine Gelegenheit, die eigene Arbeit zu tun, und gleichzeitig junge Männer zu unterstützen, die den höchsten Ehrgeiz und ungewöhnliche Fähigkeiten haben. Wenn wir nur eine Institution dieser Art irgendwo in Europa hätten, aber wir sind heute in Europa davon weiter entfernt als vor zwanzig oder dreißig Jahren.“

Verknüpfung von Wissenschafts- und Einwanderungspolitik

In dem „Report of the Director“ vom 22. April 1935 erklärt Flexner, die Institutionen, die seiner Gründung am nächsten kämen, seien die Royal Institution in London, das Collège de France in Paris, die Kaiser-Wilhelm-Institute in Deutschland und das Rockefeller Institute for Medical Research in New York. Neu seien jedoch am Institute for Advanced Study die informelle Verbindung einer kleinen Gruppe permanenter Professoren mit einer wechselnden Gruppe junger Wissenschaftler, das Fehlen vermittelnder Positionen wie etwa der Assistenten und das Minimum an äußerlicher Organisation. (Den Grenzen der Zeit entsprechend redet Flexner immer nur von männlichen Wissenschaftlern; er hält es allerdings für wichtig, daß sich auch deren Frauen in Princeton wohlfühlen.)

Flexner wiederholt, wie bedeutend das deutsche Vorbild gewesen sei. Höhere Forschungs- und Lehreinrichtungen gebe es in der Welt seit 1806, dem Jahr der Gründung der Universität Berlin; innerhalb von 50 Jahren seien alle 25 deutschen Universitäten international attraktive Wissenschaftszentren geworden. Aber die Zeit sei nun gekommen, in Amerika einen vergleichbaren Fortschritt einzuleiten. Am Institute sei der Schwerpunkt anfangs auf die Mathematik gesetzt worden, weil in diesem Gebiet relativ leicht herauszufinden sei, wer die führenden Denker und Forscher und wer die meistversprechenden jüngeren Leute in den USA und in Europa seien. (Als weitere Argumente führt Flexner in einem vertraulichen Bericht vom 26. September 1931 an die Trustees des Institute an, daß die Mathematik rein theoretisch sei, das Fundament der anderen Wissenschaften darstelle und sehr wenig koste.)

In den Sozialwissenschaften gebe es nicht in vergleichbarem Maß anerkannte Lehren; hier müsse man auf junge Menschen setzen. Flexner betont, das Einkommen der in Zukunft einzustellenden Professoren solle nicht höher sein als dasjenige, das sie bisher bezögen, aber es solle nach meritokratischen Prinzipien – keineswegs nach Länge der Dienstzeit – erhöht werden. Entscheidend sei, daß man sich stets vom Prinzip der Qualität der Wissenschaftler leiten lasse. Das Institute sei nicht verpflichtet, irgendein Gebiet temporär oder permanent zu verfolgen; das entscheidende Kriterium sei, die besten Leute zu gewinnen, gegebenenfalls indem man eben ein Fach durch ein anderes ersetze: „We must do nothing that is not absolutely first-rate.“ – „Wir dürfen nichts tun, was nicht absolut erstklassig ist.“ In jenem vertrau-

lichen Bericht heißt es: „I have sketched an educational Utopia. I have deliberately hitched the Institute to a star.“ – „Ich habe ein Bildungs-Utopia entworfen. Absichtlich habe ich das Institute an einen Stern gehängt.“ Eine Professur dürfe nur wiederbesetzt werden, wenn sich ein wirklich Gleichrangiger finde. Denn die einzige Rechtfertigung für die Existenz des Institute sei, daß es produktiver sei als andere Einrichtungen mit Lehrverpflichtungen. Es müsse sich durch jene Selektivität auszeichnen, „upon which culture really depends“ – „von der Kultur in Wahrheit abhängt“, so die letzten Worte von Flexners Report von 1935.

Flexner sieht den geschichtlichen Augenblick als besonders günstig an, um dieses Ziel zu erreichen, und zwar einerseits wegen der finanziellen Probleme vieler ausländischer Universitäten, die die Abwerbung erstklassiger Wissenschaftler erleichtere, und zweitens wegen der neuen politischen Situation in Deutschland. Es wäre unsinnig zu bestreiten, daß zum Erfolg des Institute neben Flexners großartiger Vision auch Glück beitrug – Glück für das Institute, nicht für den Rest der Welt; denn der besondere „Glücksfall“ trug den Namen Adolf Hitler. 1940 schreibt Flexner in „I remember“:

„Ein Blick auf die Fakultät des Institute wird zeigen, was das Institute der Brutalität der gegenwärtigen Regierung Deutschlands verdankt. Ohne Hitler würden viele unserer großen Wissenschaftler immer noch ein glückliches und produktives Leben in ihrem Vaterland führen“ (389).

Zwar wäre auch ohne den Zusammenbruch der europäischen Demokratien das Institute sicher ein bedeutendes Forschungszentrum geworden. Denn Flexners Überzeugung, daß Gehirne und nicht Gebäude das Wesentliche an einem solchen Institut seien, bestimmte seine ersten Entscheidungen: die Wahl der Mitglieder der Fakultät. Nach seiner (nicht ganz freiwilligen) Pensionierung 1939 dankten am 24. November dieses Jahres die Trustees und die Fakultät Flexner für seine Arbeit mit dem großen Lob, er habe das Institut um seine Gelehrten gebaut und nicht versucht, sie in einen vorgefaßten institutionellen Plan einzugliedern. Flexner wußte, daß die Personalpolitik das Fundament jeder Wissenschaftsorganisation ist.

Einer der beiden ersten Professoren, die 1932 angestellt wurden, war Oswald Veblen (1880–1960). Der Neffe des bekannten Soziologen und Ökonomen Thorstein Veblen (1857–1929) war einer der bedeutendsten amerikanischen Mathematiker des 20. Jahrhunderts. Neben seinen erstklassigen Forschungen zumal in Geometrie und Topologie hatte Veblen eine außerordentliche Fähigkeit, andere Mathematiker zu fördern; er war also genau das, was ein Institut brauchte, das aus wenigen exzellenten Professoren und zahlreichen Besuchern für ein bis drei Jahre bestehen sollte (die seinerzeit „workers“, heute „members“ genannt werden). Der andere der beiden ersten Professoren war Albert Einstein (1879–1955), und hier war die weltgeschichtliche Großwetterlage zweifelsohne eine unabdingbare Hilfestellung. Aber auch Glück muß man zu nutzen wissen; schließlich bemühten sich viele

Wissenschaftseinrichtungen um Einstein. Flexners zähes Werben und die paradisi-schen Arbeitsbedingungen am Institute bestimmten schließlich dessen Wahl.

Auch wenn Einstein schon 1932 den Ruf annahm, traf er erst im Oktober 1933 in Princeton ein. Inzwischen hatte die Flucht zahlreicher jüdischer und sonstiger kri-tischer Gelehrter aus Deutschland eingesetzt, der bald diejenige aus anderen eu-ro-päischen Staaten folgen sollte. Schon im Mai 1933 wurde in New York das Emer-gency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars gegründet, das bis 1945 bestand und insgesamt 335 Wissenschaftler unterstützte (im ganzen wendeten sich etwa 6000 Gelehrte an das Committee); daneben verfolgten auch andere Institutio-nen analoge Zielsetzungen. Zwei amerikanische Wissenschaftseinrichtungen, an die sich das Emergency Committee oft wandte und die sich ganz besonders um die Integration von „Wissenschaftsflüchtlingen“ verdient gemacht haben, sind das Institute for Advanced Study und die New School for Social Research in New York, die 1933 die „University in Exile“ gründete, aus der später die Graduate Faculty of Political and Social Sciences hervorging. (Grundlegend dazu ist C. D. Krohn, *Wissenschaft im Exil*, Frankfurt 1987.)

Entscheidend für die Aktivitäten des Emergency Committee war die Überzeu-gung, daß große Migrationen, wie sie die Gegenwart erlebe, in der Geschichte im-mer wieder die wirtschaftlichen und kulturellen Gaben einer Nation an eine andere gebracht hätten. Im „Annual report“ vom 1. Juni 1940 nennt Stephen Duggan, der Chairman des Executive Committee, die Griechen aus Konstantinopel, die im 15. Jahrhundert nach Italien flohen, die von Ferdinand und Isabella aus Spanien vertriebenen Juden, die aus Frankreich fliehenden Hugenotten, schließlich die Deutschen, die nach der gescheiterten Revolution von 1848 in die USA auswander-ten, als Vorläufer der heutigen Immigranten. Diese in das amerikanische Wissen-schaftssystem zu integrieren, bedeute die Grundlagen der intellektuellen Freiheit zu stärken, auf denen die amerikanische Demokratie beruhe. Doch müßten sie in Fel-dern angestellt werden, auf denen es keine gleich qualifizierten Amerikaner gebe, was sicher dann der Fall sei, wenn es sich um herausragende Wissenschaftler handle.

Von den 197 Wissenschaftlern, die bis zum Zeitpunkt dieses Berichtes unterstützt worden waren, waren 161 Deutsche und 19 Österreicher – mehr als 90 Prozent also aus deutschsprachigen Ländern. Die Hilfe des Committee bestand darin, daß es die temporäre Anstellung derartiger Wissenschaftler durch Colleges und Universitäten finanzierte, die jene aus den Listen des Committee frei auswählen konnten. Zu den vom Emergency Committee bis dahin Geförderten gehören neben den Philologen Hermann Fraenkel, Paul Friedländer, Ernst Kapp, Friedrich Solmsen, dem Rechts-historiker Hans Julius Wolff, den Mathematikern Ricard Courant und Emmy Noether, den Philosophen Martin Buber, Jacob Klein, Helmut Kuhn, Herbert Mar-cuse, Herbert Spiegelberg, Alfred Tarski und Paul Tillich der berühmte Historiker Ernst Kantorowicz und der großartige Mathematikhistoriker Otto Neugebauer, die beide ihre akademische Karriere später am Institute for Advanced Study be-

schlossen. (Eine eindrucksvolle Liste 300 wichtiger intellektueller Einwanderer findet man am Ende des Buchs „The Intellectual Migration. Europa and America, 1930–1960“, hg. von D. Fleming u. B. Bailyn, Cambridge, Mass. 1969.)

Wer den Briefwechsel zwischen Duggan und dem zweiten Direktor des Institute for Advanced Study Frank Aydelotte während des Krieges liest, ist beeindruckt, wie sehr die Flut von Wissenschaftlern, die nach Amerika kamen, von beiden Seiten als Bereicherung und Chance für das Land gesehen wurde. In einem Brief vom 15. August 1940 an Duggan erklärt Aydelotte zwar, man müsse die Vermittlungsarbeit auf Flüchtlinge von hoher Qualität beschränken (so war eine Professur oder wenigstens Privatdozentur vor der Emigration in der Regel Voraussetzung dafür, daß das Emergency Committee tätig wurde), doch er betont, daß die Kontakte, die sich am Institute zwischen ausländischen und amerikanischen Wissenschaftlern ergäben, ein sehr erfolgreicher Weg seien, sie in amerikanische Wissenschaftsinstitutionen zu integrieren. In einem Brief vom 13. September 1940 erwähnt er, das Institute habe bisher elf Flüchtlinge angestellt und 17 an weitere Einrichtungen weitervermittelt, von denen 13 inzwischen permanente Stellen hätten.

Am 20. September 1941 schlägt Aydelotte Duggan zum Beispiel vor, das Emergency Committee solle Professor Arthur Rosenthal an der University of New Mexico bezahlen, auch wenn diese sich noch weigere, ihm nach Auslaufen der Unterstützung eine permanente Stelle zu geben; sie werde es nämlich tun, sobald sie seine Fähigkeiten vor Ort zu schätzen gelernt habe. In einem Brief an Abraham Flexners Bruder Bernard vom 13. August 1940 schreibt Aydelotte, er habe kein Verständnis für die „protective tariff attitude“ gegenüber einwandernden Wissenschaftlern; sie könnten von Amerika absorbiert werden, und das Land werde davon nur profitieren. Es gehe darum, so liest man in einem Memorandum vom 1. April 1941, Thorstein Veblens 20 Jahre alte Prophezeiung zu widerlegen, eine große Welle wissenschaftlicher Migranten werde auf die USA zukommen, das Land werde sich aber nicht in der Lage erweisen, damit umzugehen.

Leserbriefdebatte in der New York Times

Gab es keine Widerstände gegen die Aufnahme so vieler ausländischer Wissenschaftler? Es bedarf keiner besonderen Vertrautheit mit der menschlichen Natur, um schon vor einem Blick in das Archivmaterial die Frage zu bejahen. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang eine Serie von drei Leserbriefen, die am 6., 11. und 17. November 1940 in der New York Times erschienen. Der erste Brief ist anonym – der Unterzeichner gibt nur seinen Titel an, „Ph.D.“, und den Absendeort New Haven; vermutlich lehrte er in Yale, und es spricht für ihn, daß wohl eine gewisse Scham ihn davon abhielt, sich zu erkennen zu geben – auch wenn er sicher sehr vielen Amerikanern aus dem Herzen sprach.

Ausgelöst wurde der Brief durch die Nachricht, der Präsident der New School, der bekannte Ökonom Alvin Johnson (1874–1971), habe eine halbe Million Dollar erhalten, um aus Europa fliehende Gelehrte in die USA zu bringen. „Ph.D.“ meint (zu Unrecht, wie Johnson dann zeigen wird), daß das Durchschnittseinkommen für die ausländischen Professoren höher sei als das für die amerikanischen. Insbesondere aber beschwert er sich bitter darüber, daß die Immigranten den einheimischen Wissenschaftlern die Stellen wegnähmen. Er selber sei seit acht Jahren promoviert, lebe aber immer noch von einjährigen Stellen, da sein Gebiet sehr spezialisiert sei. Die europäischen Gelehrten trügen wenigstens eine Mitverantwortung für den Zusammenbruch ihrer Welt; es sei daher nur fair, sie, wenn man sie schon in das Land lasse, und nicht die einheimischen Wissenschaftler zu nichtintellektueller Arbeit anzuhalten. Es sei die Zeit gekommen, eine Gesellschaft zur Erhaltung der Chancen zu wissenschaftlicher Arbeit vorzugsweise für amerikanische Wissenschaftler zu gründen. („It’s about time that somebody formed a Society for the Preservation of the Opportunities for Scholarly Work by American Scholars First.“)

Der zweite Leserbrief – von einem oder einer gewissen G. R. Davidson aus Princeton – beginnt sehr geschickt. „Ph.D.“ brauche einen Job, und natürlich sollte er einen haben. Aber das bedeute nicht, daß sein Gefühl der Bedrohung durch ausländische Wissenschaftler berechtigt sei. Die einwandernden, durch die New School geförderten Wissenschaftler seien alle ausgewiesene Kapazitäten; es sei daher sehr unwahrscheinlich, daß das ihnen zugedachte Geld, wenn man ihnen eine Einwanderung nicht erlaube, an „Ph.D.“ geflossen wäre. Das Problem sei sicher, daß manche amerikanische Wissenschaftsinstitutionen die Einwanderer zu gering bezahlten und sie auf zu billigen Positionen anstellten; aber wer könne das den Einwanderern verargen, die keine Alternative zur Annahme eines solchen Angebots hätten? Die Schuld liege nicht bei ihnen, sondern bei jenen Institutionen. Im letzten Absatz wird der Verfasser – oder die Verfasserin – sehr explizit. Es sei abwegig, diesen ausländischen Wissenschaftlern eine Verantwortung für den Zusammenbruch der europäischen Welt anzulasten. Zwar sei es möglich, daß sie eine Teilverantwortung für deren Niedergang trügen; aber es sei noch wahrscheinlicher, daß eine Einstellung wie die von „Ph.D.“ zum Niedergang der amerikanischen Welt beitragen könne.

Der dritte Brief stammt von Alvin Johnson persönlich. Sein zentraler Gedanke ist – auch wenn der Terminus nicht vorkommt – einfach der, daß wirtschaftliche Aktivitäten kein Nullsummenspiel sind. Es sei erstens nicht wahr, daß die ausländischen Wissenschaftler den jungen einheimischen die Stellen wegschnappten. Er habe nie einen ausländischen Wissenschaftler einer amerikanischen Universität aufgezwungen, und das Emergency Committee habe sieben Jahre lang stets die Maxime befolgt, Wissenschaftsinstitutionen zu empfehlen, nur dann einen Ausländer anzustellen, wenn kein annähernd gleich guter Amerikaner zur Verfügung stehe. Zweitens aber leide „Ph.D.“ unter dem Trugschluß, die akademischen Positionen in Amerika seien eine fixe Größe. In Wahrheit seien Universitäten und Colleges in

Amerika immer noch in einem Zustand der Unreife. Die Bauwut zeige, daß man in die Zukunft investiere, aber Personal sei viel wichtiger als Gebäude. Ein Blick auf die akademische Geschichte der USA zeige, wie sehr ausländische Wissenschaftler zur Belebung der Institutionen beigetragen hätten. Die Mathematik etwa habe sich von einer trivialen pädagogischen Rolle vor noch 40 Jahren zu einer „imperial position“ aufgeschwungen. Der Krieg werde, wie auch immer er ende, Europas Wissenschaft weiter schwächen. Die USA aber erhielten die Chance, die besten Wissenschaftler aus Europa abzu ziehen.

Johnson bedauert die Situation von „Ph.D.“. Junge Wissenschaftler ohne Anstellung zu lassen sei eine Verschwendung des wertvollsten Kapitals; auch spezialisierte Gebiete könnten sich schließlich als von großem Interesse erweisen, wenn man sie nur entwickle. Gerade wenn es möglich wäre, ein Dutzend qualifizierter Wissenschaftler auf „Ph.D.'s“ Feld ins Land zu bringen, würden seine Chancen steigen, weil sich eine Strömung des Denkens und Diskutierens ergeben würde, die sein Boot von seiner gegenwärtigen Sandbank wegtreiben könnte. Möglicherweise würde „Ph.D.“ jedoch immer noch über die Konkurrenz klagen. Diese aber sei in der Wissenschaft, deutlicher noch als in Handel und Industrie, das Lebensblut.

Natürlich hatte Johnson recht. Ein Land als ganzes profitiert unmittelbar von überdurchschnittlich produktiven Einwanderern – und in der Ära der Wissensgesellschaften ist Wissen einer der bedeutendsten Produktivitätsfaktoren. Auch diejenigen, die durch die überlegenen Wissenschaftler zeitweise verdrängt werden, werden im Durchschnitt mittelfristig von ihnen gewinnen; denn es sind die bedeutenden Wissenschaftler, die Mäzene und Studenten anziehen, von deren Beiträgen die Zukunft einer Wissenschaftseinrichtung zumindest dort abhängt, wo die Wissenschaftspolitik nicht planwirtschaftlich verfährt. Es sind Personen wie Einstein, Weyl, von Neumann, und eben nicht der namenlose „Ph.D.“, die bewirkt haben, daß etwa das Institute for Advanced Study sein Stiftungsvermögen konsequent erweitern konnte. Recht haben reicht allerdings nicht; doch die oft verzweifelten Kämpfe Johnsons um Visa für ausländische Wissenschaftler sind nicht Thema dieses Essays.

Lehren für die heutige Wissenschaftspolitik in Europa und Deutschland

Welche Lehren bietet die Geschichte des Institute for Advanced Study und der Einwanderung europäischer Wissenschaftler in die USA (denen nach dem Krieg viele aus den anderen Kontinenten folgten)? Entscheidend ist zunächst anzuerkennen, daß wir nicht mehr in einer Welt leben, in der eine wissenschaftliche Karriere im Ursprungsland gerade bei den höchsten Begabungen der Normalfall ist. Die enorme Erleichterung von Reisen und erst recht von Telekommunikation, mit der Folge, daß eine Emigration keineswegs einen schmerzvollen Abbruch alter Freundschaften bedeutet; die Herausbildung einer universalen, nicht mehr wie das Latein

des Mittelalters auf Europa beschränkten Wissenschaftssprache; das Schwinden, gerade bei den intelligenteren und moralisch sensibleren Menschen, der dem Zeitalter des Nationalismus eigentümlichen Überzeugung, man schulde der eigenen Nation besonders viel – dies sind die drei wichtigsten Faktoren, die zur Herausbildung eines großen Weltmarktes für Intellektuelle geführt haben.

Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit ist gelebter Kosmopolitismus eine Realität für viele Wissenschaftler. Diejenigen Staaten, die auf diese Realität schneller reagieren, werden aufsteigen; diejenigen, die sich ihr verweigern, einen Niedergang erleiden. Denn sie werden nicht nur im Wettbewerb mit jenen Staaten verlieren, die meritokratischer und die besten Wissenschaftler aus allen Ländern anzuziehen in der Lage sind; sie werden selber einen Abgang ihrer begabtesten Wissenschaftler erleben. Es gibt heute, was die Wissenschaftler angeht, nicht nur Einwanderungs-, sondern auch Auswanderungsländer, die manchmal sogar vor einer massiven Bevölkerungsschrumpfung stehen, die die Zahl kreativer Wissenschaftler wahrscheinlich weiter senken wird. „Auf des Glückes großer Waage/ Steht die Zunge selten ein;/ Du mußt steigen oder sinken,/ Du mußt herrschen und gewinnen,/ Oder dienen und verlieren, Leiden oder triumphieren,/ Amboß oder Hammer sein.“ Man mag die implizite Moral von Goethes „Kophtischem Lied“ ablehnen (immerhin ist es der Großkophta, der es singt – also Cagliostro, nicht Goethe); aber man sollte nicht bestreiten, daß es Situationen gibt, auf die es zutrifft. In der heutigen globalen Wissenschaftslandschaft werden die Karten atemberaubend schnell neu gemischt, und es wird nicht nur Gewinner, es wird auch Verlierer geben. Es bedarf heutzutage keines Hitlers mehr, um die Auswanderung von Spitzenwissenschaftlern in Gang zu setzen – eine lähmende Wissenschaftsbürokratie und eine leistungsfeindliche Zunftmentalität können analoge Wirkungen haben.

Keineswegs sind es nur die USA, die die wenigstens temporäre Einwanderung von Spitzenwissenschaftlern aus dem Ausland nach Kräften unterstützen (wobei die neue Visapolitik nach dem 11. September 2001 und die nicht gerade attraktive Außenpolitik des Landes einen wenigstens temporären Verlust in der Einwanderung von Studenten und Wissenschaftlern bedeutet haben, von dem andere Staaten profitieren können). Für viele angelsächsische Staaten gilt Analoges, und es gibt zu denken, daß etwa das Korea Advanced Institute of Science and Technology (KAIST) kürzlich mit Robert Laughlin einen amerikanischen Physiknobelpreisträger (aus Stanford) als Präsidenten angestellt hat. Ein Land, zu dessen Tradition es gehört, von anderen Kulturen zu lernen, und das noch keinen eigenen Nobelpreisträger in den Naturwissenschaften hat, mag zu einem solchen Schritt eher in der Lage sein als Nationen, die auf ihre wissenschaftliche Vergangenheit stolz sind; aber diese Nationen tun nicht gut daran, auf den Lorbeeren der Vergangenheit auszuruhen. Diese verwelken schneller, als man denkt.

Wichtige Faktoren, die zum Aufstieg der USA zur bedeutendsten Wissenschaftsmacht der Welt beigetragen haben, wurden schon erwähnt. An erster Stelle ist der

uneingeschränkte Wille zu nennen, von anderen Ländern zu lernen. Die vorurteilsfreie Neugierde, mit der Gilman und Flexner die europäischen Universitäten studiert haben, ist nichts weniger als großartig, und ebenso beeindruckend ist die Bereitschaft zur Kritik am eigenen Land. Die Eigentümlichkeiten der menschlichen Natur sind in den USA ebenso ausgeprägt wie anderswo. Daß zumal die Medizinprofessoren Flexner als „Nestbeschmutzer“ ansehen würden, lag nahe, und auch die Morddrohungen gegen ihn sind nicht sonderlich überraschend. Entscheidend freilich war, daß sich Flexner durch sie nicht einschüchtern ließ. Seine innere Unabhängigkeit hatte damit zu tun, daß er nicht zu der Medizinerzunft gehörte; Pritchett hatte durchaus richtig gelegen, als er ihn und nicht seinen Bruder mit der Aufgabe der Revision der medizinischen Colleges beauftragt hatte. Jene Unabhängigkeit hatte auch damit zu tun, daß Flexner von einer privaten Stiftung bezahlt wurde. Denn ohne Zweifel läßt sich die amerikanische wissenschaftliche Entwicklung ohne den Einsatz sowohl intelligenter als auch finanzstarker Stiftungen nicht erklären. Ohne Bamberger und Fuld gäbe es das Institute for Advanced Study nicht – aber Bamberger und Fuld wären nicht bereit gewesen, das Institute zu gründen, wenn sie nicht volles Vertrauen in die Phantasie, die Zivilcourage und die wissenschaftsorganisatorische Kompetenz Flexners gehabt hätten.

Goetheleser wissen, daß es Amerika besser hat, weil es keine verfallenen Schlösser hat. Zu den Ruinen, die eine fortschrittliche Entwicklung behindern, gehört sicher das deutsche Beamtenrecht. Heute noch kann an einer amerikanischen Universität ein Department, das sich nicht bewährt hat, aufgelöst werden; dann können auch die Mitglieder mit „tenure“ (fester Anstellung) entlassen werden, da die „tenure“ nur im Department gilt. Flexner berichtet in „I remember“, er habe sich bei seiner Revision der medizinischen Colleges besonders negativ über die Washington University in St. Louis geäußert (vgl. 126) – sehr zum Leidwesen seines Vorgesetzten Pritchett, der mit dem wichtigsten Sponsor der Institution, Robert Brookings, befreundet war. Dieser habe, als er von dem negativen Urteil erfahren habe, Flexner gebeten, mit ihm das College zu besuchen. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß Flexner in allen Punkten recht hatte, berief er eine Sitzung der Trustees ein und fragte Flexner, was er vorschläge. Sein Rat war einfach: die Schule zu schließen und eine neue Fakultät zu berufen. Das geschah, und es erwies sich als erfolgreich.

In der Tat ist die Personalpolitik das A und O jeder Wissenschaftspolitik. Abraham Flexner tat gut daran, sich anfangs auf die Mathematik zu stützen, in der wissenschaftlicher Rang eindeutig ist; und er vertraute darauf, daß wirkliche Exzellenz, und fast nur sie, verantwortliche Kooptationen betreibe. Diese Annahme ist im allgemeinen richtig; denn der große Wissenschaftler ist derjenige, dem nichts wichtiger ist als die Wahrheit, und er sehnt sich nach nichts mehr als nach intelligenten Gesprächspartnern. Flexner hat sich vernünftigerweise gegen sachfremde Prinzipien wie das Senioritätsprinzip bei Berufungen und für eine meritokratische Be-

zahlung entschieden; alle anderen höheren amerikanischen Wissenschaftseinrichtungen sind ihm darin gefolgt.

Schon bei der Gründung waren die Gehälter am Institute for Advanced Study (das manchmal spaßhaft „Institute for Advanced Salaries“ genannt wurde) für die damalige Zeit hoch, und zweifelsohne benachteiligt sich ein Land, dessen Einkommen für Spitzenwissenschaftler nicht mit den weltmarktüblichen für derartige Leistungen konkurrieren können (zumal wenn in demselben Land etwa die Unterhaltungsbranche durchaus weltmarktübliche Gehälter kennt). Denn zentral ist, heute noch mehr als damals, daß die Suche nach Exzellenz weltweit erfolgt. Von den sieben permanenten Mitgliedern der School of Historical Studies des Institutes sind fünf nicht in den USA geboren; allgemein lehren an amerikanischen Hochschulen etwa 20 Prozent Ausländer – etwa ein Vierfaches der an deutschen Universitäten unterrichtenden Ausländer. Angelsächsische Länder sind bei diesem Prozeß internationaler Rekrutierung selbstredend begünstigt, wenigstens solange die anderen Länder nicht ebenfalls weitgehend zum Englischen als Wissenschaftssprache übergehen.

Alle Politik, also auch alle Wissenschaftspolitik, ist zumindest in Demokratien vergeblich, wenn sie nicht auf einen gewissen gesellschaftlichen Konsens hinsichtlich ihrer tragenden Prinzipien bauen kann. Die oben wiedergegebene Diskussion in der New York Times ist bezeichnend für zweierlei: für ein Bemühen, das – unter anderem ökonomisch begriffene – Gemeinwohl den Partikularinteressen überzuordnen, sowie für einen sich schließlich, trotz großer Widerstände, durchsetzenden Geist der Offenheit gegenüber fähigen Einwanderern. Es ist in letzter Instanz ein solcher Geist, der die Spitzenstellung der besten amerikanischen Wissenschaftseinrichtungen möglich gemacht hat – ein Geist der Weigerung, sich auf die eigene Nation zu beschränken, und des Interesses an Begabungen, woher sie auch kommen. Möge es deutschen Wissenschaftspolitikern gelingen, am Anfang des 21. Jahrhunderts ebenso viel von den besten amerikanischen Wissenschaftsinstitutionen zu lernen, wie es intelligente Amerikaner vor 100 Jahren in umgekehrter Richtung getan haben!